

Häusliche Tugenden.

Während Eitelkeit, Hochmuth und Vergnügungslust manchen Frauen das Leben zu einer Quelle immer neu sich ergebender Unzufriedenheit und ihre Häuslichkeit nichts weniger als anziehend gestalten, bemerken wir bei anderen mit innigem Wohlgefallen die Einfachheit ihrer Erscheinung, die Bescheidenheit ihres Auftretens und die Gemüthsruhe ihrer Ansprache, Eigenschaften, die namentlich jungen Frauen einen ungeahnten Reiz verleihen und ihrer ganzen Umgebung ein gediegenes Gepräge geben. Zu einer anderen Gruppe häuslicher Tugenden gehört die Ordnungsliebe, welche den Haushalt nach jeder Richtung und in allen seinen Gliedern regiert, daß jedes seine Schuttpflicht thut und jedem sein Recht werde, nirgends die Augen durch Vernachlässigungen der Reinlichkeit und Symmetrie verletzende Eintritte empfangen, vielmehr, wohin sie sich auch wenden, wohlthunend berührt werden; ferner die Sparsamkeit, welche Großes mit Wenigem leistet, wo aber reiche Mittel vorhanden sind, doch nichts um, sondern möglichst Vieles zu Gute kommen läßt, das Kleinste zu verwerthen, das Vorhandene richtig einzusetzen versteht; und der Fleiß, der sich immer nützlich beschäftigt, pünktlich die ihm obliegenden Pflichten erfüllt, keine Zeit verschwendet, aber immer welche übrig hat, um sie im Dienste Anderer gefällig anzuwenden. Es gebräuen alle im Schooße der Treue, nicht nur in Bezug auf Menschen, die sich von selbst versteht, sondern, worauf es auch ankommt, in Bezug auf die Pflichten, welche auch die Treue im Kleinen fordern. Treue ist Kraft und des Weibes höchste Stärke. Wo Treue ist, da hört alle Lässigkeit und Vergeßlichkeit auf, der Geist der Wahrheit erinnert uns an Alles. Es ist zwar nicht immer leicht, die Wahrheit zu sagen, aber doch viel leichter, als sich aus einer Lüge herauszuwickeln, die den Lügner meist in die eigenen Netze verstrickt. Nun braucht man zwar nicht, wie Thackeray richtig bemerkt, „alle Wahrheit zu sagen, weil es Fülle gibt, in welchen das Schöne darüber zur Pflicht wird, — aber man darf nicht, als die Wahrheit sagen.“ Was Du als wahr erkennst, verstände es ohne Fagen! — Die Wahrheit gegen Andere ist aber wenig verdienstlich, wenn sie nicht zu gleicher Zeit gegen das eigene Herz gerichtet wird und zu aufrichtiger Selbsterkenntnis führt. Wie schnell und treffend ist oft unser Urtheil über die Handlungen Anderer, ja selbst über die Beweggründe, und wie unklar und beschönigend über die eigenen. Wie oft hätten wir uns unter dem Gleichniß vom Spalter und Balken zu beugen, wenn wir nur daran dächten, fikt uns zu vernehmen, hoch über Andere hinwegzugehen. Zur Wahrheit gegen Andere wie gegen sich selbst gehört Muth, nicht jene physische oder kraftbedürftige, sondern der moralische, welcher es vermag, für seine Ueberzeugungen einzustehen und mit allen sittlichen Kräften dafür zu kämpfen. In den meisten Schicksalsfügungen des Weibes offenbart sich der Muth durch die Standhaftigkeit, mit welcher es auch Leiden und Unglück in Stillsein und Stöffen erträgt, und das vorgesetzte Ziel fest im Auge behaltend, stets unbeeinträchtigt vorwärts schreitet. Es liegt in dem weiblichen Herzen ein magnetischer Zug, welcher das Vertrauen anjehet und Beruhigung, Trost und Ermuthigung dafür wiederbringt. Es ist aber nur der Fall, wenn ihm die Verschwiegenheit eigen ist, welche nicht allein wirkliche Geheimnisse zu bewahren weiß, sondern auch fühlend für sich selbst behält, was irgend Jemand unlieb wäre, es auszusprechen zu wissen. Fernlich die Verschwiegenheit erweist die Zuverlässigkeit Betrauten, wenn auch anderer Art. Es ist so schön, sich in allen Umständen fest auf Jemand verlassen, feiner Handlungsweise immer gewiß sein zu können, das eine Frau, die unsere gerechten Erwartungen niemals täuscht, sich ganz wie der Mann an ihr einmal gegebenes Wort hält, sich um so höherer Achtung erfreut, je weniger gerade diese Tugend ein Gemeingut ihrer Geschlechts ist. Die beglückende Eigenschaft ist und bleibt aber für alle Zeiten die Herzgenossin. Wie sie regiert, da gebieten Frömmigkeit und Gütlichkeit. Das Geheimniß des Glückes ist zart und nur von der Seele zu erfassen, die für sich selbst nichts sucht, nichts will, die kein anderes Glück kennt, als das, den Mann ihres Herzens glücklich zu machen.

— Ein fache, Studiosus A.: Ich könnte diesen Reiz von Schneider mit seinem ewigen Wahn umbringen! — Studiosus B.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

Das letzte Gaudeamus.

Eine Münchener Studentengeschichte. Von Max Hungenberg.

Wir war damals recht wehmüthig um das Herz, als ich München verlassen sollte! Als ich, ein Norddeutscher, dort hin kam, um mich als studiosus juris immatriculiren zu lassen, da kam ich, offen gestanden, eigentlich weniger „Studirens“ halber, als vielmehr deshalb, um Faraonen mit feinen Kunstschätzen und der lebenden Nähe des Hochgebirges kennen zu lernen, und wohlweislich hatte ich mir dazu ein Sommersemester ausgewählt. Und nun waren aus dem anfänglich in Aussicht genommenen einen Semester deren vier geworden; mit Ehren trug ich die Bürden eines Münchener Corps und gar manchemal hatte ich an den, den Eingeweihten wohlbekannten Orten meinen blauen Schläger gegen den eines Gegners geschwungen und manche frohe Burschenfahrt an den Starnberger- oder Ammersee mitgemacht. Ich hatte die schöne Stadt an der rauhenden grünen Jyar von Herzen lieb gewonnen, treue Freunde gefunden und angenehme Erinnerungen hatten mir so manchen Tag geweicht. Alles das sollte ich nun aufgeben; Corpsbrüder und Burschenband, Schläger und Festschoben, Kneipe und Kaffeehaus sollte ich verlassen! Aber die Zeit drängte; ich stand nicht mehr fern vom Staatsexamen, und dieses konnte ich als Jurist nur auf einer heimathlichen Landesuniversität ablegen, die ich also nunmehr, der „Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“, zu beziehen mich anging.

Man wird jetzt die stille Wehmuth begreifen, mit der ich dem Abschied entgegen sah. Außer mir verliefen damals noch zwei Corpsbrüder das Corps als Inactives, und es war vorzuziehen, daß die Abschiedskneipe ziemlich lebhaft erden würde, da außer mehreren in München sich aufhaltenden Inactiven auch einige „alte Herren“ daran theilnehmen wollten. Natürlich würde auch Muth nicht fehlen.

Muth! guter Geselle mit dem ehrlichen, treuen Gesichte, ich reiche Dir im Gefelle die Hand und geht, wo ich Dein Geheiß, feige die alte, schöne Zeit erst recht lebhaft vor mir auf. Wir ist, als hörte ich Dein dröhnendes Schmolles oder Deinen mächtigen Haß, mit dem Du, gleichsam de profundis, das „Gaudeamus“ oder den „Landesvater“ anstimmt: ich sehe Dich, wie Du mit Deiner breiten Hünnengestalt auf meiner ersten Mensur als mein Secundoband neben mir blasse Mutterföndchen standest und mir zusüßtest: „Nur keine Angst, mein Junge, vor einem bischen Blut! Bier macht Alles wieder gut!“ Und ich sehe Dich, wie Du Dein Gesicht strahlte, als der „Unparteiische“ verstande, daß „Abfuhr“ auf Seiten meines Geaners wäre, und ich höre, wie Du mir zuriefst: „Ein paar „Blutige“ hast Du, aber ein verdammt Kerl bist Du! Aus Dir kann noch was Geheißes werden!“ — Der Muth war?

Ein Student, ein Mensch mit einem Herzen, rein und treu, wie Gold, und mit einem Gemüth so thölich und lauter, wie ich's nie wieder bei einem Manne gefunden habe. Als ich in das Corps „einsprang“, hatte Muth schon eine erhellende Zahl von Semestern hinter sich; er besaß eine gewisse Anlage zum „enigen Studenten“. Beim Schlägerklang und Becherklang fühlte er sich am wohlsten. Seine Eltern, deren einziger Kind er gewesen, hatte er schon früh verloren und sie hatten ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, über das er jetzt unbeschränkt verfügen konnte. Er studierte Medicin, aber vom Collegienbesuchen hielt er sich fern, das überließ er anderen „Frischen“ und sagte sich: „Wozu sollte ich da in's Colleg gehen? — Ist ja doch immer alle Semester das Gleiche! Singen wir lieber ein Gaudeamus!“

Und so geschah es, daß Freund Muth ein Gaudeamus nach dem anderen sang, daß ein Semester nach dem anderen über sein Haupt hinweg, daß um so höherer Achtung erfreut, je weniger gerade diese Tugend ein Gemeingut ihrer Geschlechts ist. Die beglückende Eigenschaft ist und bleibt aber für alle Zeiten die Herzgenossin. Wie sie regiert, da gebieten Frömmigkeit und Gütlichkeit. Das Geheimniß des Glückes ist zart und nur von der Seele zu erfassen, die für sich selbst nichts sucht, nichts will, die kein anderes Glück kennt, als das, den Mann ihres Herzens glücklich zu machen.

— Ein fache, Studiosus A.: Ich könnte diesen Reiz von Schneider mit seinem ewigen Wahn umbringen! — Studiosus B.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

— Wie man's nimmt. — Ehemann: „Du fingen die Leute immer so trübselig, Scheiden thut doch! — Studiosus A.: Wozu denn umbringen? Ich bin für Dich weiter arbeiten, dann verhungert er von selbst! — Die gute Hausfrau. Was! Die hässliche Marie willst Du heirathen! Die hat ja einen Kopf wie ein Wasserfaß, einen Leib wie ein Butterfaß und Füße wie Bügelstiefel! — Was! Nichts! Das sind Anzeichen einer guten Hausfrau!

„Ich war etwas überrascht, als gegen Abend Freund Muth in meiner „Bude“ erschien.“

„Weißt Du was“, sagte er zu mir, „wir wollen in die Klinik gehen und sehen, was der Junge macht! Er thut mir furchtbar leid! Und dann kannst Du mal ein Goldstück in Deiner Tasche losmachen — ich hab's auch gethan; es soll für die Mutter sein, sie wird's brauchen können, glaub' ich!“

„Du bist ein Brachmetisch, Muth!“ entgegnete ich, ihm freudig beistimmend.

Er antwortete nicht gleich; sinnend sah er vor sich nieder. Erst nach einigen Augenblicken nahm er das Wort: „Es ist doch wirklich eine vortreffliche Geschichte, wenn man bei so etwas dabei stehen muß und nicht helfen kann! Man kommt sich verdammt überflüssig in der Welt vor!“

„Diebstahl“, sagte ich, „Dich hat, wie es scheint, der Vorfall von heute Morgen sehr nachdenklich gestimmt.“

„Nun ja“, gab er zur Antwort, „ich werd's nie vergessen, wie das arme kleine Mädchen so blutend dalag und die Mutter um ihren Liebling weinte und jammerte! Wahrhaftig“, setzte er tief aufathmend hinzu, „so ein alter Student glaubt gar nicht, wie furchtbar ernst das Leben ist! Aber nun thu' mir den Gefallen und beile die mich ein wenig — Du bist heute von einer Langsamkeit, als gälte es, faures Bier auszutrinken!“

„Ich muß mich aber doch etwas abkühlen.“

„Ach was! Bei Nacht sehn alle Kagen grau aus, und draußen ist ein Hundewetter, daß sich kein Mensch daran kümmert, ob Du abgekühlt bist oder nicht!“

Muth hatte recht. Als wir auf die Straße traten, piff uns ein schneidend kalter Windzweig entgegen und trieb uns Schnee und Regen in das Gesicht. So schnell wir auch vorwärts schritten, es fröstelte uns doch, und wir waren froh, als wir in dem angenehm durchwärmten Corridor der Klinik angekommen waren.

Ein Herr trat uns entgegen. Unseere bunten Mützen verriethen uns ihm als Studenten und er vermutete uns wohl in uns Weiden Mediciner.

„Wünschen Sie den Professor X. zu sprechen?“, fragte er.

„Rein“, entgegnete Muth, „wir suchen hier einen Patienten, über dessen Befinden wir gern Näheres wissen möchten.“

„Darf ich fragen, wen Sie meinen?“

„Geheil“, meinte Muth. „Es ist der Junge, der heute Vormittag in der Ludwigstraße von einem Pferde geschlagen worden ist!“

„Ich hab' den armen Kerl! Da kann ich Ihnen die genaueste Auskunft geben — freilich kein gute: er liegt bereits im Todesstadium! Der Vaterweiser für das arme, schlaggedenkte Mädchen zu facht — er ist nicht zu retten! Wäre bei dem Unfall gleich Ludwig Hilfe zur Stelle gewesen, so wäre der Junge zweifellos gerettet worden! Jeder junge Mediciner in den ersten Semestern pflegt so etwas zu können, und es muß ein eigener Ueberstern über dem Verletzten geschwebt haben, daß gerade zur kritischen Stunde kein Einziger in der Nähe war.“

„In diesem Augenblick trat aus einem der Kronensimmer eine Frau, welcher Richtung hin, woher er erkundete war.“

„Ein schweres Unglück war geschehen.“

„Ein kleiner Junge von sieben bis acht Jahren hatte sich an zwei Pferde eines auf der Straße haltenden Wagens herangewagt, von denen das eine über ihn aufsprang und den Kleinen so unglücklich traf, daß er blutend und ohnmächtig zu Boden stürzte. Man trug den Schwerverletzten in ein nahegelegenes Haus; händigernde triete ein blaßes, abgegrüntes Weib neben dem Kraken: seine Mutter.“

Wir traten hinzu. Der arme Kleine blutete furchtbar aus seiner Halsenden Kopfwunde.“

„Es ist schon zu einem in der Nähe wohnenden Arzt geschickt worden“, sagte uns ein Gendarm, „aber die Herren sind ja in diesen Stunden fast alle ausgeprochen wurde, so würde man ohne Zweifel dem Nachts die Schuld daran zugeschoben haben. Aber das ging so doch nicht; Muth war fast feierlich ernst und feiner der Füße wagte daher, auch nur eine Miene zu verbergen.“

„Man muß sich nach der Arbeit doch eine Erholung gönnen!“ sagte er dabei. „Wenn Ihr Füße so arbeitsüchtig fählt, wie ich, so würdet Ihr nicht durch haben und Euch nach ordentlichem Gesehäft sehn!“

Die Füße aber pflanzten — horribile dictu! — bei solchen inhaltsschweren Worten des bemoohten Hauptes verständigstimmig sich zuzuschließen; denn sie wollten beobachtet haben, daß Muths „Arbeiten“ darin bestand, daß er sich aus der Staatsbibliothek einige medicinische Werke entlieh, wüßtevoll und mit feierlichen Schritten, die Würde unter dem Arm, einige Male die Ludwigstraße vom Oboenplatz bis zum Siegesthor auf und ab ging und dann bei sich dabei die Bücher auf-

„Du fester heide Deinen Abschied“, sagte er. „Es wird Zeit, daß wir in die Kneipe gehen! Ich gehe mit, obwohl mich heute das Schicksal aus einem sanfteren Traum zu einem entschlossenen Mann umgewandelt hat. Wahrhaftig, ich hätte nie gedacht, daß ich so ernst werden könnte, wie ich jetzt bin! Und wenn's nicht gerade Deinen Abschied wäre, so auaue ich nicht zur Kneipe! So aber mag's drum sein — um letzten Male sollen die alten Dieber erkünnen und soll der Schläger blühen, und drum komm', mein Junge, zum letzten Gaudeamus!“

Er hat Wort gehalten. Heute ist Freund Muth ein geschickter Chirurg, dessen sichere Hand schon Manchen dem Tode entriß; aus dem „Studenten“ wurde ein Mann im schönsten Sinne des Wortes.

Grüß Dich Gott, alter, treuer Geselle, und grüß Dich Gott, alte vieliebte Stabt an der grünen Jyar, die Du uns Männer werden saßt!

Schlauke Lene.

Von Georg Gerg.

Lene Nissen und Christian Claussen waren Nachbarskinder; drünten am Fischerthor wohnten ihre Eltern. Sie hatten zusammen gespielt und Kinderfreundschaft geschlossen, denn Christian hatte sich immer des kleinen Mädchens ritterlich angenommen. Als sie dann confirmirt waren, hatten sich ihre Wege getrennt. Lene war „in Dienst gegangen“ und Christian zur See. Nach einigen Jahren erst sah sie sich wieder. Sie kinderfreundtschaft war noch nicht vergessen und aus der Freundschaft wurde Liebe.

Vu verumdenen wars freilich nicht, denn am ganzen Fischerthor gab es kein schmuderes Mädel als Nissens Lene, und Christian Claussen war der gewandteste Burck rund herum „an der Wertarbeit.“

Nissens Eltern hatten gegen die Heirath mit Nachbars Christian nichts einzuwenden, doch hatte es mit der Hochzeit „a gute Wege, denn zuvor wollte Christian sein Steuernamneramen machen und Lene wa. doch auch noch gar zu jung.“

Nach ein paar frohen Wochen mußten die Liebenden sich abtrüben trennen. Christian ging wieder zur See, um voll befahrener Matrose zu werden und Lene in Dienft.

Wieder vergingen einige Jahre in schneller Fluge. Christian hatte seine Fahrgelt erreicht und wollte zumHerbst auf die Steuernamnschule gehen. Vorher kam er aber noch für einige Wochen nach Hause und da Lene seit einiger Zeit ebenfalls bei den Eltern weilte, so gab es fröhliche, selige Stunden für die jungen Leute. Ach, viel zu schnell flogen sie dahin und bald hiß es wieder scheiden.

Christian bezog die Steuernamnschule in H. und mußte alle Kräfte anspannen, wenn er in der vorgeschriebenen Zeit das gefielte Ziel erreichen wollte. Troghem sollte es auch an Zerstreuungen nicht. Dem jungen Steuernamnschüler erschlossen sich zum ersten Male nohhabendere Familientreue, denn manche Mutter sah den angehenden Capitän als gute Preife für eine ihrer Töchter an.

So kam Christian auch in das Haus des Schiffshebers Niels Jensen, und er fand sich angebeimelt vom Zaubere der Familienliebe, das er in dieser Weise noch nicht kennen gelernt und während der Seefahrtszeit überhaupt ganz entbehrt hatte. Der strebame junge Mann, der ebenso verständig mit dem Hausherrn über Handels- und Schiffahrtsverhältnisse zu sprechen wußte, wie er die Frau des Hauses und die beiden erwachsenen Töchter durch Schilberungen seiner meitenreifeuten zu unterhalten verstand, war bald ein gern gesehener Gast in der Familie und brachte manchen Abend in derselben zu.

Wie gemüthlich sah es sich um den runden Tischeh, wie anmüthig wußte Hilba, die jüngste der Töchter, den Theepunsch zu treckenden! Sie hatte ihm Theepunsch, dies Nationalgetränk der Nordischeswiger, köstlicher gemundet.

Unwillkürlich verlich er Hilba mit seinen Lene und dieser Vergleich fiel stets zu Gunsten der ersteren aus. Die umfassendere Bildung, die feineren Manieren und das anmüthigere Wesen Hilba's strachen gar sehr ab gegen das einfache Benehmen des Mädchens aus dem Volke.

So kam es, daß Lene's Bild in seinem Herzen erblühte, und Hilba's Bild an dessen Stelle trat. Erst schattenerhaft, unbestimmt, dann immer deutlicher und zuletzt strahlte es in voller Klarheit.

Auch Hilba hatte den jungen Seemann lieb gewonnen, achte sie doch nicht, daß sein Herz schon einer andern gehört hatte.

Christian hatte zwar noch nicht offiziell um ihre Hand angehalten, aber aus einzelnen Andeutungen der Mutter konnte er entnehmen, daß er als Schwiegerjohn willkommen sei. Auch hatte er sein Verhältniß zu Lene noch nicht gelöst, denn ihm fehlte der Muth, es plötzlich abzugeben und ihr mit dürren Worten den Abschied zu geben. Er wollte es allmählig einschlefen lassen. So schrieb er denn seltener, die Briefe wurden kälter und zuletzt hörte sie ganz aus.

weihen Klaskleide, den blühenden Muthentranz und weißen Schieier im blonden Haar, entstieg die glückliche Braut demselben. Aller Wile: rücheten sich auf die liebliche Erscheinung. Auch Lene hatte sie betrachtet und wandte nun ihr Auge dem Bräutigam zu.

Aber kaum hatte sie ihn angesehen, als alles Blut ihr zum Herzen zurückströmte. Was? Wirklichkeit, oder affie sie ein Traum? Ja, es war wirklich Christian, der an der Seite der lieblichen Braut einherstürmt.

Glückstrahlend schaute er sich ringsum, als er die Stufen zum Portal anporckte. Da traf sein Bild Lene und als habe er ein Gespenst geschaut, so fuhr er zusammen. Nur einen Augenblick hatte er das todtblasse Gesicht Lene's gesehen, nur eine Secunde hatten sich ihre Blicke begegnet, aber diesen unglücklich traurigen, vorwurfsvollen Blick würde er sein Leben lang nicht mehr vergessen können, das fühlte er.

Die Trauung begann, aber Christian hörte nichts von den Worten des Geistlichen und Hilba mußte ihn erst anfassen, damit er auf die Frage derselben antwortete. Sein verändertes Wesen fiel allgemein auf, aber die schließliche Unnothigkeit vor, das wieder vorübergehen werde. Später war er auch wieder heiter, aber seine Fröhlichkeit hatte etwas erzwingendes. Immer wieder tauchte das blaße Gesicht Lene's vor ihm auf.

Und Lene? Als die Menge sich verlaufen hatte, wandte auch sie sich fort. Ihr was so wüth im Kopfe, so leer und todt im Herzen. Sie konnte kaum denken, so wir gingen ihre Gedanken durcheinander. Nur fort wollte sie, fort von hier, wo sie ihr Glück zu Grabe getragen hatte.

Wie sie nach Hause gekommen, wußte sie nicht; ihre Mutter ersah über das veränderte Aussehen und suchte sie zu trösten, so gut es vermochte. Doch es war vergebens.

Lene war wie gestorben. Sie meinte und klagte nicht, aber diese Stille, die eilige Ruhe war beängstigend. Mechanisch verrichtete sie ihre Arbeit, aber oft hielt sie inne und starrte verständnislos ins Weite. Dann schrak sie plötzlich zusammen, griff mit der Hand an den Kopf, als ob dieser sie schmerzte und fuhr wieder in der Arbeit fort.

Nach einigen Wochen kam Christian nach H. um die neue Wark, die ihm sein Schwiegervater geschenkt hatte, nach H. abzuholen.

Lene hatte davon gehört. Eine feierliche Aufregung bemächtigte sich ihrer und rief sie aus ihrer Theilnahmlosigkeit heraus. Sie wollte Christian noch einmal sehen, zum letzten Mal. Vergeblich suchte ihre Mutter sie davon abzuhalten. Lene ging hinab an den Hafen, wo der „Hainan“ am Bollwerk vertaut lag.

Es war ein sonniger Frühlingstag; eine frische Brise wehte aus West, die losen Segel flatterten lustig von den Masten und geschäftig eilten die Matrosen an Deck auf und ab, um die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Jetzt kam auch Christian die Treppe hinauf, begab sich auf die Commandobrücke und bald erscholl der Befehl zur Abfahrt. Die Segel wurden angebracht, die letzten Laue, welche das Schiff noch ans Land festelten, wurden losgeworfen und langsam setzte sich der „Hainan“ in Bewegung.

Noch einmal schaute Christian nach dem Ufer zurück um die Abschiedsblicke seiner Bekannten, die zahlreich drüßte versammelt waren, zu erwidern. Da traf sein Auge auch Lene, welche etwas abseits, bleich und starr wie eine Bildsäule, stand. Er schrak zusammen bei ihrem Anblick, ein Zittern durchlief seinen Körper und trampfhaft umklammerten seine Hände das Geländer der Commandobrücke. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Schwäche, dann ermannte er sich und gab Befehl, auch die Oberbrunnsegel zu setzen.

Aber sein Commandowort übertrugte ein gellender Schrei, und als er sich umwandte, sah er wie Lene sich in den Hafen stürzte. Den Booten in der Nähe gelang es zwar, sie zu retten, allein ihr Verstand war von Stunnen an unmaakt.

Seeleute sind abergläubisch; auch Christian war davon nicht frei. Es war überzeugt, daß dies Verbrechen ihm ein Unglück bedeute, daß er bald mit seinem Schiffe untergehen werde. Allein Jahre vergingen, ohne daß seine Befürchtung eintraf. Doch allmählig wurde er nicht. Sein Gemüthlich ihm keine Ruhe; selbst in der eigenen Familie konnte er nicht froh werden. Er wurde ein menschenfreundlicher, feinerer Mann, ein harter, strenger Capitän. Nie war ihm wohl, als er wenn er auf dem Meere war, und der Sturm orkanartig toste. Er lag immer am Leben! Man nannte ihn nur den „wilden Capitän.“

Strahungen einen willkommenern Anlaß zur Rederei. Doch unbestimmt um das „schlanke Lene, schlauke Lene!“ das sie ihr nachrufen, jetzt sie ihren Weg fort. Nur wenn einer der ausgelassenen Schlingel dicht an sie heranläuft und am Kleide aufst, merkt sie sich haltig um, droht den Jungen und schilt sie, was freilich nur zur Folge hat, daß die ganze Kotte in ein johlendes Gelächter ausbricht und desto lauter ihr „schlanke Lene, schlauke Lene!“ erschallen läßt.

Ihr Ziel ist immer dasselbe: der Hafen, früh morgens, wie Nachmittags und Abends. Dort, wo die Bootführer ihr Standquartier haben, wo der Blick frei über die Fährde schweift, bis hinaus in die offene See, bleibt sie stehen und schaut erwartungsvoll auf die grünblaue Fluth, deren glühende Wellen von Schiffen und Booten durchfurcht werden.

Wenn ihr scharfes Auge dann am fernen Horizont ein Segel gewahrt, das dem Hafen zueifert, wendet sie sich jedesmal mit der Frage an einen der herumstehenden Bootsführer: „Is dat nich die Bark „Hainan“, mit Le min Christian torrig kommt!“

Und wenn sie darauf die Antwort erhält: „Ne Lene, dat is en anner Schipp“, dann wendet sie sich enttäuscht um und geht still ihres Wegs, um nach einigen Stunden wiederzukommen und zu fragen: „Hebbt se nich hört, ob Christian Claussen hier torrig kamen is? Ja, ja, he seutter taken.“

Doch wieder erhält sie nur eine beneidende Antwort und wieder wendet sie sich enttäuscht ab und geht, leise vor sich hinnermelnd, nach Hause. Hinter ihr her aber schallt der Ruf der Strahungen: „Schlanke Lene, schlauke Lene!“

Ich schied von dir und zog durchs Land Drei lange, lange Wochen, Da hast drei Köstlein du gefandt, Die du vier mit gebracht. Das eine roth wie Feuer glüht, Das zweite gelb wie Mondlicht blüht Und weiß wie Schnee das dritte.

Ein böser Kobold hat zu mir heimlichlich da gesprochen: Den Sinn der Köstlein deut' ich dir: Drei Köstlein sind drei Wochen. Von heißer Gluth die erste brennt, Gleichgültig die zweite nennt, Und kalt und stumm die dritte.

Da hab' die schlimme Kreatur Ich fortgejagt mit Schellen: Das weiße Köstlein kann doch nur Als erste Woche gelten. Die erste Woche still vermisht, Voll Ungebuld die zweite ist, Vor Sehnjucht glüht die dritte.

Nun sag mir schnell, mein Setzenstinn Ob ich nicht recht gesprochen, Und gib drei Rüsse mir geschwind für die drei bösen Wochen! Die zoh! ich flint dir dann zurück, Doch ob's genug mit dreien Stück — Was kümmert's einen Dritten?

Neue Der u f. Gast (zum Bettler): „Sie sollten, bächte ich, doch etwas arbeiten, facht bediene!“ So ein kräftiger Mensch — schämen Sie sich!“ Bettler: „Ich arbeite schon, meine Herren, nur ist mein Felschäft zur Zeit noch etwas problematisch. — Zukunft hat's wohl — aber er jeht noch nie recht!“ Gast: „Nun, was sind Sie denn eigentlich, wenn man fragen darf?“ Bettler: „Ja bin Bremer bei einer Luftballon-Gesellschaft!“

— U d e r l i n e n e r u g. Bauer: „Also, wie war die Schlacht, die Du mitgemacht hast?“ Beurlauber: „Fürdierlich! Unsere Compagnie war in einem Dichtich im Hinterhalt. Alle fünf Minuten hat unser Hauptmann g'lagt: „Kinder jeht kommt an uns die Weib!“ und da haben wir immer einen Zug aus der Schnapsflasche gethan und uns zum Tode vorbereitet. Das hat gedauert von früh bis Abends. Dann ist auf einmal ein Adjutant daher gekommen und hat g'lagt, daß wir's gewonnen haben!“

— E h l i m m e r C o m p a n g. — In eine einsame Farm in Californien brach des Nachts ein Wark ein. Die allein zu Hause befindliche Frau glaubte, es sei ihr Mann, der betrunken nach Hause komme, und empfing ihn, ohne dorecht Licht zu machen, nach Geblüß. Der Wark soll noch in derselben Nacht elf Meilen gelaufen, und durch mehrere Wochen, wegen seines großlichen Aussehens, von seinen Genossen gemieden worden sein.

— F i r i a l l e F ä l l e. Gast: „Sie sehen ja, ich habe alles eingekauft, was ich brauche!“ Hausfrau: „Es meines Rasiermessers!“ Gast: „Ich rasire mich nie selbst.“ Hausfrau: „Nun, vielleicht brauchen Sie's, wenn es Emol'e Selbstmörders verjüden wollen!“